

*NIEMAND wandert in den wilden Wäldern* wurde durch das  
Grenzgänger-Stipendium der Robert-Bosch-Stiftung gefördert.  
Dafür bedankt sich die Autorin.

URSULA KRECHEL

Gehen.  
Träumen.  
Sehen.  
Unter Bäumen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2022 Jung und Jung, Salzburg

Alle Rechte einschließlich der Vervielfältigung, Veröffentlichung,  
Bearbeitung und Übersetzung, bleiben vorbehalten

Umschlagbild: René Magritte, *La Chambre D'ecoute*, 1952

© Bildrecht, Wien 2022

Umschlaggestaltung: BoutiqueBrutal.com

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-99027-261-9



JUNG  
UND  
JUNG

GEHEN.

Wie geht's?

Es geht so lala.

Geht Ihnen das Herz nicht auf, wenn Sie  
einen Sonnenaufgang sehen?

Auf der Zunge trage ich mein Herz nicht.

Haben Sie denn schon einmal an einen  
Weltuntergang gedacht?

So ein Blödsinn. Gehen Sie mir nicht auf die  
Nerven.

Jetzt sind Sie aber zu weit gegangen.

### *Schnelligkeit, Beschleunigung, Plötzlichkeit*

Bei Mandelstam, in seinem *Gespräch über Dante*, findet sich die überraschende Bemerkung: »In Dantes Verständnis ist der Lehrer jünger als der Schüler, denn er läuft schneller.« Ja, er läuft schneller, aber vielleicht bricht er plötzlich zusammen, das ist zu befürchten.

Während ich über Schnelligkeit nachdenke, sitze ich häufig am Bett einer nach einem Schlaganfall gelähmten Zweiundneunzigjährigen. Die Zeit dehnt sich, während ich dasitze und sie manchmal mit Himbeeren füttere, die sie gerne isst, oder ihr ein wenig Milchkaffee mit der Schnabeltasse einflöße. All dies sind langsame Bewegungen, in denen die Verzögerungen des Kauens, Schluckens, Greifens eine Rolle spielen. Manchmal sagt die alte Frau zu mir, ich entlasse dich jetzt, du hast doch Besseres zu tun, geh doch wieder schreiben. Oder sie sagt, wenn ich den Raum betrete: Oh, heute hoher Besuch! Über diesen schnellen Witz, die Wahrnehmung eines Unterschiedes in einem einzigen Ausruf bin ich entzückt. Wenn ich mich verabschiede, gehe ich ganz schnell, dem Impuls vertrauend, ein wenig fürchte ich eine neue Schleife des Sprechens, des Vergessens, des Wiederaufgreifens, der Wiederholung. Und wer kommt morgen zu Besuch? Ich renne zum Bus, tauche in die nächste U Bahn Station, habe keinen Menschen gesehen außer ihr, so selektiv ist der Blick, oder soll ich sagen: so gezielt? Ich komme nach Hause und brauche sehr lange, um mich wieder auf ein Blatt konzentrieren zu können. Als sich der Radius der alten Frau schon merklich verkleinert hatte, wollte sie ganz schnell sterben. Sie bildete sich plötzlich ein, sie habe ein Herzleiden, das noch nicht wirklich festgestellt worden sei, also ein sehr spezifisches, verborgenes, das

viele langwierige Untersuchungen erfordere, um überhaupt festgestellt werden zu können. Ich könnte sagen, in dieser Zeit ruhte sie nicht, bis ein Herzleiden diagnostiziert würde. Mit einem dramatischen Herzleiden könnte sie sich beruhigt zurücklehnen, sie würde rasch sterben. Plötzlich. Unerwartet. Sie fasste sich jetzt theatralisch ans Herz, seufzte, was früher nicht ihre Art gewesen war. Die Ärzte, die sie aufsuchte, mussten sie enttäuschen, sie hatte kein Herzleiden, sie starb nicht schnell. Und doch war sie einige Jahre enttäuscht über ihr mangelhaftes Vermögen, schnell zu sterben. Sie hörte dann auf, sich plötzlich ans Herz zu fassen, die Theatralik war vergebens. Nur kein langes Siechtum, sagte sie kurz nach dem Schlaganfall, der ohne Vorboten gekommen war. Ein Schlaganfall ist ein plötzlich eintretender Funktionsausfall von Gehirnabschnitten durch Austritt von Blut aus einem Gehirngefäß oder Verschluss eines Gehirngefäßes durch ein Blutgerinnsel. Der Schlaganfall hatte sie niedergeschlagen, halbseitig gelähmt, geht man so mit einer alten Dame um?, langes Siechtum, Matratzengruft, den Lebensatem gleichmäßig halten. Wortreihen, die ich nun rasch aufschreibe, ohne noch zu wissen, was damit geschieht, geschehen könnte in Wolfenbüttel. Ich möchte zu meinem Metier zurück, zur beschleunigten Energie des Gedichts.

Death, thou shalt die.

So endet John Donnes *Holy Sonnet Nr. 6*. Der elegante Weltmann, der später ein mit seinem Glauben hadernder Dekan an der St. Paul's Cathedral in London wurde, zieht alle rhetorischen Register.

And death shall be no more, Death, thou shalt die.

Es ist das Paradoxon an sich, es ist komisch und tragisch zugleich, jeder Leser weiß, so funktioniert das nicht, nicht im Schreiben und nicht im Leben. Im Schreiben ist die kühne Formel eingekapselt, das Leben offeriere die Alternative: Leben oder Tod, dazwischen gibt es nicht viel, Wachkoma, ethische Überlegungen über den Sauerstoffentzug, laut pumpende Maschinen. In schlechten Kamera-Einstellungen lächerlicher Arztserien im Fernsehen sieht man immer wieder unbefugt fummelnde Hände, die eine solche Apparatur ausschalten möchten, ab und aus, ein rasches Ende.

Death, thou shalt die.

Dylan Thomas hat auf diese wunderbar apodiktische Lösung in einem Gedicht geantwortet, ein Echo nach drei Jahrhunderten.

And death shall have no dominion.

Drei Strophen mit jeweils neun Zeilen bilden den Textkorpus des Gedichts.

And death shall have no dominion.

Diese Zeile gibt dem Gedicht auch seinen Titel. Aus dem Modalsatz des Barock, der eine *widersinnige* sittliche und religiöse Pflicht ausdrückt, ist ein nüchternes Futur geworden. *Dominion*, je nachdem wie man spricht, ist dies ein Dreisilber oder gar Viersilber, eine rhythmisch weiche Landung für eine hart gefügte Zeile. Erich Fried, der das Gedicht ins Deutsche übertragen hat, hat diesen Zusammenhang zerstört. Zerstören müssen? Er übersetzt:

Und dem Tod soll kein Reich mehr bleiben.

Und so geschieht dem Exilanten Erich Fried etwas Merkwürdiges: Er verlässt die Mehrsilbigkeit des Originals, holt die Zeile aber im Deutschen heim ins Reich. Der Horizont des deutschen Wortes belastet, beschwert, dringt in Kombination mit dem Begriff »Tod« in eine metaphysische Dimension vor.

Death, thou shalt die.  
And death shall have no dominion.

Das Paradox ist rhetorisch, die lyrische Sprache forciert, stimuliert, formalisiert den kühnen Gedanken – und zwar schnell, wie eine gut geölte kleine Maschine. *Death, thou shalt die* – und nun in der Wiederholung, zwischen kolloquial bequemen Prosa-Sätzen, gemütlich wie durchgewetzte Pulloverärmel am Schreibtisch, erweist es sich als ein magischer Satz, ein Hexenspruch. Der Satz ist ein Meilenstein in der Wahrnehmung des Todes, aber nur ein Fetzen im Sonett, durch keinen Flicker zu ersetzen. Die Struktur von Gewissheit, Beherrschung, die Autorität des Modalsatzes funktioniert ausschließlich über die Einsilbigkeit, man muss schon sagen, über die geniale Einsilbigkeit der Wörter, die Härten sind, Peitschenhiebe, die den Gegner, den angesprochenen Tod, treffen. Nein, unter diesem Gewicht der imperialen Schläge möchte man sich nicht beugen. Man ist auch nicht der Tod, man wird nie der Angesprochene sein, niemand fühlt sich gemeint. Schnelligkeit ist hier: schnell ausgesprochen und schnell zu begreifen.

Death, thou shalt die.

Kusch!, ruft man dem Tier zu, und sitz! und Platz! und die Einsilbigkeit, Eindeutigkeit, der helle oder dunklere Vokal helfen dem Tier, Gewissheiten zu verstehen. Nur wenn gegrübelt oder gar ge-

grummelt wird, befließigt man sich einer weniger signifikanten Einsilbigkeit.

Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?

Diese Zeile aus dem *Erlkönig* zitiert Wolfgang Kayser, um die Raschheit, Zielgerichtetheit der Verführung zu demonstrieren. Helle Vokale, I und E, in dürren Blättern pfeift der Wind. Eine Mobilisierung des Offenen, Freizügigen, nur die Lockung hat ein dunkles O und U, als ginge es geradewegs in die Tiefe – es tut's ja auch.

Wieder komme ich aus dem Pflegeheim, schnell, schnell, und schüttle ab, dass ich mich der Langsamkeit des physischen und psychischen Verfalls aussetze. Natürlich schüttle ich nicht, doch benutze ich die sprachlichen Strategien. *Schütteln*, der Umlaut ist im Dazwischen angesiedelt, zwischen den hellen und dunklen Vokalen, er stammt vom Dunklen ab, doch die luftigen Pünktchen haben ihn aufgehellt.

Evelyns Mann dagegen starb schnell: Nach dem Frühstück reckte er sich, stand auf, um ins Büro zu gehen wie jeden Tag, und fiel um. Er war tot, mit 56 Jahren. Jahrelang sagte seine Frau, die sich so schnell Witwe nennen musste, wie sie es sich nie hätte ausdenken können: Er hat sich nicht einmal verabschieden können. Es hörte sich an, als wäre es unhöflich, so schnell den Raum, den Raum des gemeinsamen Lebens, zu verlassen. Und eine Frau aus einem Dorf schenkte ihr in einer schon zum Lachen reizenden Weisheit noch während der Trauerphase einen Hund. Der Hund tat, was von ihm erwartet wurde, er gewann das Herz der trauernden Frau, jetzt macht sie mit ihm lange Spaziergänge.

Warum erzähle ich das? Erstens: Kein Gegenstand ist zu gering für einen Essay. Er entfaltet sich in einer fortschreitenden

Denkbewegung, nicht über theoretische Prämissen, er ist schneller als eine wissenschaftliche Untersuchung, langsamer als ein Text, der für den Tag geschrieben ist und eine klare Mitteilungsfunktion hat. Er ist Denkbild, WahrnehmungsfILTER, eine Instanz dieses Prüfens, angesiedelt im DAZWISCHEN, dem Ort der Versuche, dem Ort der Versuchung, Ausschweifung und Engführung zugleich. Der Essay will sehen, will wahrnehmen, er kann nicht denken, ohne seine Wahrnehmungsweisen vorzuzeigen, manchmal prunkend, manchmal in strenger Zurückhaltung. Schnelligkeit ist Wahrnehmung, eine sinnliche Dimension der bewegten Gegenstände, Massen und Phantasien. Während ich am Bett der Zweiundneunzigjährigen sitze und mir Zeit nehme, weiß ich, meine Zeit verfliegt, bald muss ich in Wolfenbüttel sein, studiert, lackiert, und gäbe es eine entscheidende Verschlechterung ihres Befindens, ginge mir das zu schnell. Ich müsste da sein, so schnell kann ich nicht reisen. Als könnte ich den natürlichen Ablauf, den Lebenslauf, aufhalten. (Welche Scham, rasch hinzuschreiben: *stürbe sie in der Zwischenzeit*. Eine Schreibhemmung.) Ich habe noch eine andere Aufgabe, die erledigt werden muss, eine Reise zu einer Tagung, sieben Stunden Bahnfahrt, viel zu lang für einen unruhigen Menschen, aber vor ein paar Jahren hätte es noch zehn Stunden gedauert. Also hätte ich mich entschlossen, nicht zu reisen. Jetzt reise ich und sitze auf glühenden Kohlen. Während ich reise, bin ich im Kopf schon am Ziel. Sieben Stunden Bahnfahrt sind eine lange Schreib und Nachdenkzeit, dabei ermüde ich nicht, das vorüberziehende Grün tut den Augen gut. Bremsst der Zug scharf, denke ich an rasch verdrängte Zugunglücke aus den letzten Jahren, aber meine Arbeit ist mir wichtiger als die Vorstellung von einem schnellen, unerwarteten, kollektiven Unfalltod, den in aller Ausführlichkeit sich auszumalen durchaus befriedigend sein kann.

Ich nähere mich dem Begriff »Schnelligkeit« über Adjektive. Es wären viele andere Annäherungen möglich. Über physikalische Begriffe, über die Wahrnehmungspsychologie, über die Futurologie, über die Beschreibung eines technischen Fortschritts und sofort. Schnell sterben, länger leben, schleunigst schenken, sich rasch verabschieden, schnell zu Potte kommen, lange nachdenken.

Die Zahl der Hundertjährigen hat sich in Deutschland seit der Jahrtausendwende vervierfacht, ein Städtchen mit neunzehntausend Einwohnern, größer als Bad Tölz, ließe sich mit Hundertjährigen besiedeln. Eine enorme Beschleunigung in der Statistik, eine Verlangsamung in der Umschichtung von Pflegeplätzen, eine Verlangsamung auch im Verlust von Erinnerung, eine Verlangsamung auch in den Erwartungen der in den Startlöchern stehenden sogenannten Erbgeneration. Das Alter der Erbberechtigten steigt eben gleichfalls proportional mit den Hundertjährigen signifikant – auf etwa siebzig Jahre. Das Altern, ein langsamer, aber irreversibler Prozess, ist evolutionsbiologisch nach der Fortpflanzungsphase nicht vorgesehen, so war es in dem Artikel, dem ich die Nachricht von den Hundertjährigen entnahm, zu lesen. Aber das tröstet Evelyn nicht, die ihren Mann zu früh verloren hat.

Das Gedicht ist unmittelbar mit der Erfahrung von Schnelligkeit verbunden. Auf einen Blick ist die Gestalt des Gedichts zu erfassen, seine Länge, sein Zeilenfall, alles sagt: Dies ist eine spezifische Sprechweise. Beim Lesen behaupten sich Rhythmus und möglicherweise Reim, eine deutliche Form, die Zeit ist aufgehoben, die Augen spazieren. Das Wiedererkennen eines Metrums, einer Regelmäßigkeit, das Erkennen von Assonanzen, all das erfordert einen panoramatischen Blick. Einen Blick für verschieden geartete Signale, auch für Gleichzeitigkeiten. Das Sukzessive des Lesens und Blätterns, das genussreiche Verbringen von Zeit, wenn

jemand unbedingt heute noch das Buch zu Ende lesen möchte, all das, was mit glühenden Backen im ersten Lesealter erfahren wird, trifft für das Gedicht nicht zu. Die Ursprünge seiner Rezeption sind vor literarisch, akustisch, Wiegenlied, Abzählvers, die einfachen Formen.

Ein Gedicht ist (manchmal) schnell geschrieben; während man es schreibt, vergeht die Zeit tatsächlich im Flug. Ich habe häufig das Gefühl, beim Arbeiten an Gedichten sind Nervenenden oder Relais Stationen des Gehirns miteinander verbunden, die im Alltagsleben nie aktiviert werden. Ein Funke setzt eine Wortfolge in Brand, beginnt man nicht sogleich daran zu arbeiten, zu notieren und zu montieren, ist die Sache auf immer verloren. Das mögliche Gedicht ist nicht zu rekonstruieren, denn die Arbeit geschieht im Vertrauen auf den Impuls, in Reaktion auf den Impuls. Was geschieht, wenn man die Unmittelbarkeit des Impulses nicht umsetzt? Es ist, als ob das Material verderben würde. Tatsächlich geht es ja nicht um die Gedächtnisleistung, etwas eben Gedachtes festzuhalten, sondern um eine strukturierte Energie, eine Strahlkraft, deren Richtung und Gewalt noch nicht feststeht, wenn sie eintritt. Es geht, rundheraus gesagt, um Mobilisierung. Joseph Brodsky hat in seiner Nobelpreisrede ein spezifisches Glücksgefühl beschrieben:

Jemand, der ein Gedicht schreibt, tut dies vor allem, weil das Schreiben von Gedichten den Geist, das Denken und das Erfassen des Universums auf außerordentliche Weise beschleunigt. Wer diese Beschleunigung einmal am eigenen Leib erlebt hat, ist nicht länger in der Lage, auf die Chance einer Wiederholung dieses Erlebnisses zu verzichten: er wird abhängig von diesem Schaffensprozeß, so wie andere abhängig werden von Drogen und Alkohol. Wer in dieser Weise abhängig

wird von der Sprache, ist das, was man einen Dichter zu nennen pflegt.

Es gäbe Gründe, diese Beschleunigung im Gedicht und durch das Gedicht auch Präsenz zu nennen. Ein Zwang zur Präsenz, *adsum*, wie die Lateinschüler und -schülerinnen sagen mussten. Wann immer das Gedicht geschrieben werden will, ist der Autor, die Autorin zur Stelle. Präsenz: eine dauernde Gegenwart. Die Notwendigkeit zur Gegenwart. (Geistesgegenwart?) Ja, sie ist erforderlich. Das tägliche Leben führt vor, dass eine Aktualität die andere jagt, unverbundene Massen von Nachrichten, veraltet, aber auf Dauer abrufbar, und sie vergilben nicht einmal wie die Zeitungsblätter. Es evoziert eine Ästhetik des dauernden Jetzt, produziert Abfall, der nicht mehr auf den ersten Blick als solcher zu erkennen ist, und verstellt dem Gegenwärtigen den Begriff der Geschichtlichkeit. Es privilegiert einsame Texte, die auf eine Geschichte warten, die nicht eintritt. Ich könnte diese dauernde Gegenwart auch eine plane Fläche nennen und hinzufügen, dass dem Duden zu entnehmen ist, dass 52% aller im Deutschen geschriebenen Sätze das Präsens benutzen, nur 38% das Präteritum, die restlichen Prozente verteilen sich auf die übrigen Tempora. Dauernde Gegenwart: auf der Rückseite dieses Phänomens eine Implosion von Fähigkeiten, von Kunstfertigkeiten. Ich möchte dazu eine alte Geschichte erzählen und wechsle dabei die Bildebene.

Zu dem berühmten chinesischen Maler kommt ein Auftraggeber und bittet: Malen Sie mir einen Hahn. Der Auftraggeber weist auf seine hohe Stellung hin, ist bereit, eine stolze Summe zu bezahlen. Der Maler willigt ein, er wird einen Hahn malen. Maler und Auftraggeber verabschieden sich zeremoniell, der Auftraggeber hofft auf sein Bild, aber der Maler malt nicht den versproche-

nen Hahn. Der Auftraggeber mahnt, bittet, droht, er hat doch eine Menge Geld auf den Tisch gelegt. Schließlich besucht er den Maler in seinem Atelier, jetzt fleht er: Ich habe einen Auftrag erteilt und warte schon so lange auf mein Bild. Der Maler sieht ihn schweigend an, nimmt ein Blatt, taucht den Pinsel in die Tusche, setzt ihn auf das Papier und zeichnet einen Hahn – mit raschen, energischen Strichen. Das Blatt gibt er dem Auftraggeber, der bedankt sich, staunt es an und fragt: Wenn Sie so schnell zeichnen können, warum haben Sie es dann nicht gleich getan? Der Maler sieht ihn durchdringend an und sagt: Ich habe so lange gebraucht, um es so schnell zu können.

Beim Schreiben von Gedichten vergeht die Zeit außerordentlich schnell, sie vergeht wie im Fluge. Man hat nach einem Dreisilber gesucht, im Gedächtnis gekramt, Wörterbücher gewälzt, dem Zufall einer Nagelprobe in einem geliebten Buch vertraut. Subjektiv ist das im Stillstand von Zeit an einer bestimmten Stelle des Gedichts geschehen. Die Zeit vergeht und bleibt stehen im Paradox: die Mobilisierung einer vergleichsweise kleinen Wortmenge, ihre Verschiebung hierher und dorthin, das Vertauschen und Ersetzen von Elementen, all das geschieht in winzigen Zeiteinheiten, die subjektiv wie *zeitlos* erscheinen. Wie lässt sich Schnelligkeit im Gedicht herstellen? Semantisch, ästhetisch, poetisch? In meinem ersten Gedichtband gibt es ein sehr langes narratives Gedicht mit dem Titel *Schnell! Schnell!* Schnelligkeit entfaltet sich darin in Bildern, in der Aufeinander-schichtung von Bildern, die sich gegenseitig stützen oder belichten. Schnelligkeit ist darin ein Befeuern von verschiedenen Signalwelten, auch von prall gefüllter Echtzeit. (Es reicht von morgens bis mittags.) Schnelligkeit wird darin einerseits durch Redundanz erzeugt, die vielfache Wiederholung des Wortes »schnell«, andererseits durch Einschübe.

Ich will noch schnell erzählen, schnell, schnell  
wie ich heute Nacht, du hast noch Zeit, im Traum  
einen Löwen gezähmt habe, allerdings einen kleinen  
der zuletzt in eine Plastiktüte paßte. Jetzt  
mußt du doch schneller laufen als die Straßenbahn fährt.  
Schnell, schnell entfernen sich unsere schnellen Küsse

Später, als meine Gedichte eher langfristige Operationen in der Entwicklung von Beschleunigung geworden waren, bevorzugte ich Anakoluthe, parataktische Bildungen und ihre Zerstörungen, etwa in *Die Kreidestimme der Freundlichkeit*.

Sie werden Ihren Wasserweg machen, hinweggefahren  
wenn Sie Brücken schlagen über Handkantenschläge  
Schlaglöcher, Schlitze beachten, wenn Sie kommen  
gekommen sind Sie doch, kommen Sie nie wieder heraus.

Anrede: *Death, thou shalt die*. Hier wird jedoch niemand Spezifisches angedeutet, vielleicht jemand, der nach einem Weg gefragt hat, Dante, Vergil und so weiter. Das Gedicht antwortet semantisch *umständlich*, gewiss, aber es beschleunigt die Wahrnehmung von Wörterabfolgen, Sinneseindrücken.

In meiner Erinnerung waren die Zeilen des ersten zitierten Gedichtes ungleich länger als die im zweiten. Erst das Abschreiben bewies, dass sie gleich lang sind. Die Enjambements im ersten erzeugen Flüssigkeit, Geläufigkeit, die Brechungen im zweiten sind Zäsuren, Handkantenschläge.

In der Geriatrie bedeutet Mobilisierung Arbeit an den schwindenden oder erloschenen Fähigkeiten der Patienten: Sitzen, Gehen, Stehen, Greifreflexe, Orientierung über Ort und Zeit und Namen, Beziehungsfähigkeit. Manchmal fragt mich die Zwei-



undneunzigjährige, wo das alles enden soll. Wir wissen, wo das alles enden soll, ziemlich schnell, ziemlich langsam, dahinsiechend oder doch nicht – Nur keine lebensverlängernden Maßnahmen!, ruft sie, wenn ich ihr ein wenig Mineralwasser einflöße, das sie nicht mag. Plötzlich ist sie eingeschlafen und ebenso plötzlich wird sie wach. »Mobilisierung, In Gang setzen der Körper, Reise, Exodus, Deportation, Verschleppung – stets gegenwärtig im Abendland, im Frieden, wie im Krieg«, schreibt Paul Virilio.

*Große Geschwindigkeit und große Traurigkeit. Das passt zusammen.* Ich las diese beiden Sätze im Manuskript eines jungen, noch unbekanntes Autors. Nicht übel; es bleibt im Gedächtnis haften. Triumph des Willens. Triumph der Schnelligkeit, pro Sekunde hundert Megabit – das sind andere Disziplinen der Wahrnehmung.